



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 254.

Montag, 29. Oktober.

1928.

(25. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

Gott sei Dank war der Bahnhof in Sicht, und er konnte mit dem Versprechen eines baldigen Besuchs dem friedlichen Gespräch entfliehen und dem abseits gelegenen Bahnsteig der Kleinbahn zustreben. Die langsame Fahrt schien kein Ende nehmen zu wollen. Er begleitete sie mit tausend Flügen und wunderte sich am Ende, daß er überhaupt noch in Niederstein aussteigen konnte.

Während er vor dem „Fröhlichen Westpreußen“ wieder den Braunen bestieg, zeigte ihm der Krugwirt den russischen Maler, der bei ihm einquartiert war. Es war ein müder, welker Mann mit weltfremden Augen und eben solchen Manieren. Nein, der hatte keine schlimmen Absichten. Erleichtert nahm er sich vor, ihm, wenn er wiederkam, eine seiner sauber aquarellierten Landschaften abzukaufen. Wenn er wiederkam... Wann würde das sein?

Unterwegs auf der Chaussee überholte er den Landbriefträger. „Haben Sie was für mich?“

Der alte, sehnige Mann mit dem Krückstock öffnete bereitwillig die Ledertasche. „Paar Drucksachen für die Mama“, sagte er gemütlich. „Ja, und ein Briefchen für Sie. Von einer Dame“, setzte er schmunzelnd hinzu.

Inge! — dachte Grotteck, und sein Herz schlug ihm bis zum Hals.

Er drückte dem Alten ein reichliches Trinkgeld in die Hand und setzte den Braunen in Galopp, bis Pluto herangestürzt kam und das Pferd beinahe scheu machte. Erst als er in gelinderem Trab zum Herrenhaus bog, wagte er es, den Brief näher zu betrachten. Es war eine fremde Schrift, eine unruhige, kleinliche, nervöse Schrift. Nie hätte Inge Brodersen so schreiben können. Aber der Stempel war aus der Stadt, die er verlassen hatte.

Er war froh, daß die Mutter im Garten beschäftigt war und daß er nicht Rede und Antwort stehen mußte. Als er sich in seinem Zimmer eingeschlossen hatte, riß er den Brief auf.

Enttäuscht ließ er ihn niedergleiten. Er war von Martha Reimann. Wie kam sie dazu, ihm zu schreiben und ihn bis hierher zu verfolgen, wie Sie ihn am Rundfunk drüben verfolgt hatte? Er hatte sich nicht einmal von ihr verabschiedet.

Aber der Brief war so rührend, daß er den aufsteigenden Ärger niederdrückte. Sie schrieb, daß sie entlassen sei — Quevedo habe jetzt eine bayerische Kapelle in Landestracht — und daß sie krank sei. „Über Geld brauche ich nicht. Das dürfen Sie nicht von mir denken! Kommen Sie bald zurück!“

Natürlich noch echt weiblich eine Nachschrift, und sie enthielt das Wichtigste des ganzen Briefes: „Es wäre gut, wenn Sie bald kämen! Ich glaube, es ist dringend nötig!“

In derselben Nacht fuhr Kurt Grotteck fort. Von seiner Mutter hatte er sich mit ein paar Zeilen verabschiedet, die er auf ihren Nachttisch gelegt. Es wäre schwer gewesen, in ihre fragenden Augen zu sehen.

Er würde ihr alles schreiben, wenn es soweit war, und sie würde ihm verzeihen, wie sie alles verziehen hatte.

Er drängte alle Gedanken fort, um den Kopf frei zu halten für das, was da unten auf ihn wartete. Inge! Warum hatte sie nicht geschrieben? Auch daran durfte er jetzt nicht denken.

Aber er konnte es nicht verhindern, daß der rollende Rhythmus der Räder immerfort sang: „Inge Brodersen... Inge...“

Es war ein glücklicher Zufall, daß er in Berlin einen Platz im Flugzeug bekam, weil ein angemeldeter Passagier wegen Krankheit abgefragt hatte. Es war eine stürmische Fahrt, die keinen Raum zum Grübeln ließ. Ueber dem Thüringer Wald erhoben sich Böen, die das Flugzeug um Hunderte Meter niederbrückten, um es dann ebenso hoch emporzuwirbeln. Der Pilot mußte große Umwege machen, die Grotteck, der mit einer aufsteigenden Uebelleit zu kämpfen hatte, verwünschte. Man sprach schon von Notlandung. Aber es ging ohne das ab.

Regen fiel nieder, als sie auf dem Flugplatz landeten. Bei Beginn der Dämmerung brachte sie das Auto in die Stadt. Grotteck sprang auf dem Schloßplatz ab und fuhr gleich auf die Höhe, zur Rüderstraße. Eine unsinnige Sehnsucht nach Inge erschlug alle andern Gedanken. All die zurückgedrängte Angst um sie flatterte auf wie ein losgebundener Vogel.

„Fahren Sie doch schneller!“ jährie er den Chauffeur an, der achselzuckend auf die Steigung und die Kurven wies.

Endlich stand er vor dem großen gelben Haus, das ihn fremd und feindlich anstarrte. Sein Atem ging stoßweise; plötzlich wußte er, daß etwas geschehen war. All sein Mut verließ ihn, als er vor der Tür des Gartengitters stand. Es kostete viel Anstrengung, den Klingelknopf niederzudrücken.

Das Läuten der Glocke war vom Innern des Hauses her deutlich in der Stille zu vernehmen. Angepannt lauschte er den Schritten, die sich endlich — endlich — endlich hören ließen.

Der Diener, den er schon kannte, öffnete ein wenig die Haustür und fragte, ob eine Depesche da sei.

„Nein, zum Teufel“, jährie Grotteck. „Erfennen Sie mich denn nicht?“

Der Diener trat heraus. Er hielt die Hand vor den Hals, und Grotteck bemerkte, daß er seinen Kragen trug. Das nahm ihm den letzten Mut, er wußte selbst nicht, warum.

„Sie wünschen?“ fragte der Diener mit derselben Ruhe und Würde, mit der er oben in der Halle servierte.

„Ist Herr Brodersen zu sprechen?“ „Bedaure.“

„Aber es ist eine dringende Angelegenheit. Richten Sie das aus.“ Die Ruhe des Dieners wirkte aufreizend, aber es galt, sich zusammenzunehmen. „Schlafen die Herrschaften denn schon?“ Die Frage war lächerlich zu dieser Stunde, aber er klammerte sich an die Möglichkeit, daß Brodersen sich nicht wohl fühlte und deshalb keine Besuche empfangen wollte.

„Nein. Herr Brodersen ist noch gar nicht zurück.“
„Zurück? Von wo?“
„Herr Brodersen ist verreist. Mit dem gnädigen Fräulein.“

Verreist? Wohin?

„Bedaure. Das darf ich nicht sagen.“ Der Diener verneigte sich korrekt und ging zum Haus zurück, um keinen Grad schneller als beim Servieren. Wußte dieser Mensch denn nicht, was er ihm eben gesagt hatte? Stand ihm die Verzweiflung nicht auf dem Gesicht, das er erstarren fühlte?

Aus dem Nebengarten klang die Stimme der Gräfin. Miß Lawrence beklagte sich bei einem Unsichtbaren darüber, daß Spaziergänger bei ihr Blumen beschädigt hätten. Die einstige Löwenbändigerin schien auf ihre alten Tage sentimental geworden zu sein. Er gab den Gedanken, sie auszufragen, ebenso schnell auf, wie er aufgestiegen war, und ging fort.

Der Duft von Nelken und Narzissen strömte aus den feuchten Gärten. Wie still hier alles war! Man mußte seinen Herzschlag hören können —

Ohne einen Plan zu fassen, ging er die Treppe hinunter, die er damals mit den Gästen Brodersens gegangen war, die soviel abenteuerliche Geschichten über ihn zu erzählen wußten. Als er auf einer Trambahn unten den Namen Steinstraße las, fiel ihm ein, daß dort Martha Rebmann wohnte. Kurz entschlossen stieg er ein.

Unterwegs fiel ihm ein, daß sie krank sei. Er stieg aus, kaufte Blumen, Obst und eine Flasche Sherry und ging durch den Regen weiter, da keine neue Bahn kam.

An ihrer Türe mußte er mehrere Male klingeln, ehe sie sich, durch eine Sicherheitskette abgesperrt, eine Handbreit öffnete.

„Wer ist da?“ fragte eine zitternde Männerstimme.

„Ich wünsche bei Fräulein Rebmann einen Krankenbesuch zu machen.“

„Krankenbesuch?“ klang es sichtlich erleichtert zurück.

„Wie heißen Sie?“

Zornig nannte Grotted seinen Namen. Es hätte nicht viel gefehlt, daß er seine Sachen abgestellt hätte und fortgegangen wäre. Drinnen schlurften Schritte. Er hörte Klopfen, dann seinen Namen, dem ein kleiner entfernter Aufschrei folgte. Endlich öffnete sich die Tür. „Sie üben die Tugend der Vorsicht“, sagte er höhnisch zu dem Mann, der ihn aus ängstlich verzerrtem Gesicht ansah.

„Es sind schlimme Zeiten“, stammelte Dekerper.

Verwundert betrachtete Grotted den überfüllten Korridor, durch den er sich hindurchzwängen mußte, so schlank er war. Und warum starrte dieser Mensch ihn so wahnsinnig an?

Martha Rebmann lag auf dem Sofa, eine rotgewürfelte Steppdecke bis unter das Kinn hinaufgezogen. „Dank!“ sagte sie inbrünstig, ihm die Hände entgegenstreckend.

Ihr glückliches Lächeln rührte ihn, und er begann, etwas entgegen, die Geschenke auszubreiten. „Habe ich nicht alle Anlagen zu einem Weihnachtsmann?“

„Oh, die schönen Blumen!“ Sie sah nichts als die Blumen. Sie preßte ihr Gesicht hinein, sog den Duft wie etwas lange Entbehrtes auf und kühlte ihre heißen Augen mit den kühlen Blüten.

„Fieber?“ Er faßte ihren Puls und zog die Uhr. Er hatte gar keine Ahnung, wieviel Pulschläge die Fieberkurve anzeigten. Aber das sah man auch so, daß das Mädchen krank war.

„Etwas. Ich habe mich in letzter Zeit etwas überanstrengt, Kurt.“

Er zuckte zusammen, als sie ihn bei seinem Vornamen anredete, und ließ ihre Hand aus der seinen gleiten.

„Darf ich so sagen?“ fragte sie zuckend. „Und du? Nur dies eine Mal? Nur dies eine Mal?“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Er bekam es nicht fertig, ihr den Wunsch zu verweigern. Vielleicht war es das letzte Mal, daß er sie sah. „Keine Aufregung, Kind. Du bist mir doch eine

gute Freundin — warum sollten wir uns da nicht mal für ein Weilchen du nennen?“

Mit einer raschen Bewegung, die er nicht hatte verhindern können, zog sie seine Hand an ihren Mund. Heiße Küsse brannten darauf.

„Na, aber!“ machte er verlegen.

„Ich bin schon wieder ruhig. Hab' keine Angst. Und mit dem Fieber ist es nicht so schlimm. Hast du draußen lange warten müssen?“

„Ziemlich. Dein Wirt braucht verzweifelte Sicherheitsmaßregeln. Ist denn so viel bei ihm zu holen?“

„Er ist verstört seit einiger Zeit...“ Sie verbarg ihr Gesicht unter den Blumen. Sie gedachte des furchtbaren Tags, da sie diesem Brod Einlaß in die Wohnung gewährt hatte. Es dauerte eine Weile, bis sie sich zu einem Lächeln zwingen konnte. „Denkst du noch an unsern Spaziergang zum Wald?“

„Ja, das würde dir gut tun heute: Wald und Sonnenschein...“ Er dachte nur daran, daß er damals Inge getroffen hatte.

„Und Liebe“, vollendete sie seinen Satz.

Er sah sie erschreckt an und begann in seiner Verwirrung einen Pfirsich zu schälen. „Er kommt aus Kalifornien, denk mal! Braune, vielleicht auch schwarze Männer, mit großen Sombreros auf den wolligen Köpfen, haben ihn gepflückt. Vielleicht auch Kinder oder ein Mädchen wie du. Und er wurde in Watte gepackt und quer über ganz Dollarika geschickt und über den Atlantik, durch Nebel und Sturm, und dann trug ihn die Bahn, ach, die donnernde Bahn, bis hierher. Bis hierher“, wiederholte er, die traurige Oede des unbegablichen Zimmers mit einem traurigen Blick umfassend.

Sie lachte lächelnd und folgte dann argwöhnisch seinem Blick.

„Es gefällt dir hier nicht, ich weiß, du bist Besseres gewöhnt.“

„Besseres? Meinst du, daß die Zimmer bei Mutter Jedlich mehr Kultur aufweisen?“ Er dachte: Immerhin hättest du die beiden grauenhaften Bilder da von der Wand reißen können, diesen Wilderer im Kerker mit Weib und Kind — „Sei Gott, du, mit der roten Hanne!“ — und diese verlogene Moorlandschaft mit der Rimonadenfarbe.

„Wenn man um Geld arbeiten muß, hat man keine Zeit, sich wohnlich einzurichten“, klang es schärfer herüber.

„An der Zeit liegt es wohl nicht allein.“

Martha richtete sich halb auf. Ein böses Leuchten glomm in ihren Augen auf. „Du meinst, eure sogenannte Kultur gehört dazu? Ich pfeife auf eure Kultur, sage ich dir. Hungere mal erst, wie ich es getan habe!“ (Fortf. folgt.)

Leckerbissen von Anno dazumal

Blauderei von Max Karl Böttcher.

Morgen sollte das große Festessen stattfinden. In der eisgekühlten Speiselammer des großen Hotels waren nur erdenschlichen Speisen und Leckerbissen aufgestellt, der große Teil bereits für morgen vorbereitet und mundgerecht angerichtet. Der Küchenchef gab dem zweiten und dritten Koch und der „Kalten Ransell“ noch die letzten Anweisungen, dann schloß er die große Vorratskammer, und nach Mitternacht war es still in der Küche.

Aber nicht in der Speiselammer.

„Donnerlischen, ist es kalt hier!“ rief eine Torte, noch vor wenigen Stunden im Backofen die Sonnenhitze in lauer Glut durchkostet hatte.

„Stört dich etwa die Kälte?! Sei doch froh, Torte, die Einrichtungen im Hotel so modern sind. Die Anlagen sind wirklich musterträchtig!“ meinte der Raviar, sich auf seinem Eisblock äußerst wohl fühlend.

„Ja, für dich schon, Verehrtester! Du bleibst dabei fest und ansehnlich, aber mir ist es auch zu kühl!“ ereiferten Konfekt und kandierte Früchte im silbernen Tafelaufsatz.

„Du, auch mich friert!“ stimmten die Orangen bei.

„Euch Früchten aus dem warmen Süden kann ich noch fühlen, wie die Kälte euch schauern macht!“ meinte

nicht mal... mitteilbar einige Auster, die auf einer Eispackung im Korbe lagen.

„Ach, grüß dich Gott, Kollegin!“ rief jetzt die Pfahlmuschel der Auster zu.

„Kollegin?! Kollegin?! Was heißt Kollegin?! Unverschämte Annäherung von solchem Proletenpack von Pfahlmuschel!“ ereiferte sich die Auster, die Königin aller Lederbissen.

„Aus! Kein Wort weiter! Morgen sind wir alle, die wir im Vorratsraume versammelt sind, verwest und dahin. Da werden wir uns doch die letzte Stunde unseres Daseins nicht durch Zänkereien verkümmern! Laßt uns lieber etwas erzählen!“ schlug die gespidte Lende vor.

„O ja, das ist eine feine Idee!“ stimmten andere bei, und der Spargel rief: „Wer von euch kann mir Auskunft geben, was wohl früher unsere Herren, die Menschen, verzehrten? Ich meine die alten Völker vor tausend und zweitausend Jahren?! Ob es da wohl die selben Lederbissen gab, wie heute?“

„Darüber weiß ich ziemlich genau Bescheid!“ rief ein dünnes Stimmchen, das aus einem schön verzierten Dessertkorb ertönte. Es war die Knad- oder Krachmandel.

„Du, Mandel? Woher willst du das wissen?“

„Ja, da staunt ihr, gelt? Das ist aber auch recht utopia! Ich habe nämlich schon vor ein paar Tagen einmal in der Tasche eines Menschen gesteckt, und zwar kam das so: Vor acht Tagen war hier ein Festessen zur Tagung der Kulturhistoriker. Dr. Klugmann hielt einen Vortrag über die Lederbissen von Anno dazumal, und weil er aus Gedankenlosigkeit mich beim Festessen in die Tasche steckte, hörte ich den interessanten Vortrag dann mit an. Nach dem Vortrag kehrte man in den Speisesaal zurück, dabei entdeckte Dr. Klugmann mich in seiner Tasche, und er legte mich schnell und heimlich wieder zurück auf die Dessertschale. So bin ich halt noch am Leben. Und nun fragt mich, was ihr wissen wollt!“

Sofort begann die Forelle aus dem Fischbeken: „Ob man in alten Zeiten mich, die Forelle, auch schon als Lederbissen geschätzt hat?“

„Fische standen schon vor Jahrtausenden auf der Speisekarte der Alten, und besonders Seefische genossen als Tafelfreuden hohes Ansehen. Die ärmeren Volksklassen schätzten die kleine Seebarbe, weil am billigsten, während die wohlhabenderen Bürger die große Seebarbe auf ihrem Speisetisch führten. Besonders die Reichen und Feinschmecker unter den alten Römern begehrten die große Seebarbe, die geradezu unglaublich teuer war. So kostete eine vierpfündige Seebarbe 1000 Sesterzien (eine Sesterzie = 1/4 M.), also 200 Mark, eine sechspfündige Seebarbe aber schon 6000 Sesterzie, also 1200 Mark, demnach ein Lederbissen, den sich nur ganz reiche Verschwender leisten konnten. Auch sehr teuer und als Lederbissen geschätzt war die Muräne, ein Meeraal, welchen besonders die See um Sizilien lieferte, dann die Butte, die man von Ravenna bezog, und schließlich auch der Doh, den man in Fischteichen zog.“

„Und mich vergißt du?!“ rief empört die Auster.

„O nein, Königin der Lederbissen! Schaltiere waren schon vor 2000 Jahren beliebt, man verschmauste die kleine Purpurnuschel, den Meerigel, allerlei Schnecken, und die Reichen besetzten sich an der Ostrea, der Auster, die Plinius, der bekannte römische Schriftsteller, als die Krone aller Gerichte bezeichnet. Um diese Fische und Schaltiere reichlich vorrätig zu haben, ließ man in der Nähe großer und reicher Städte Bassins anlegen, welche teils mit Süß-, teils mit Seewasser gefüllt waren, denen stets frisches Wasser durch Kanäle zugeführt wurde. So ließ der bekannte Feinschmecker und Verschwender Lullus, um für seine Seefische stets frisches Meerwasser zu haben, einen am Meeresufer gelegenen Berggraben durchstechen und einen Kanal vom Meer nach seinen Fischbassins anlegen. Und Plinius, der berühmte Historiker, erzählt von dem Gourmand Hortensius, einem berühmten Redner, daß er in Tränen ausbrechen konnte, wenn ihm sein Fischmeister meldete, daß eine Muräne am Morgen tot im Bassin aufgefunden worden war. Und von der Gemahlin des Drusus, der Antonia, wird sogar berichtet, daß sie ihren Lieblings-Muränen kostbare Ohrgehänge habe umlegen lassen!“

„Verrückt! Total verrückt!“ rief die Torte.

„Ja, ihr werdet noch mehr staunen, wenn ich weiter erzähle!“ lachte die kleine Knadmandel und fuhr fort: „Ich Schneckenbehälter legte man an zur Aufzucht feinerer Schnecken, von denen die Illorischen und Afrischen Schnecken besonders beliebt waren. Man fütterte und mästete die Schnecken, um ihren Wohlgeschmack zu steigern, mit kost aus Mehl, Most und Honig.“

„Wie war es nun mit dem Geflügel? Liebten das die Kulturvölker auch?“ fragte das Rebhuhn.

„O ja! Auf ihren Landstößen gab es große Geflügelzuchtanstalten. Außer dem gewöhnlichen Hausgeflügel wurden Feigendrosseln, Perlhühner, Fasanen und die so sehr beliebten Krametsvögel gezeugt und gezeugt, und zwar wurden sie herdenweise gezüchtet. Und seitdem der Gourmand Hortensius die Pfauen von der Insel Samos nach Rom verpflanzte und seinen verwöhnten Gästen den ersten Pfauenbraten vorsetzte, war dieser Vogel zum Prunkstück jeder Tafel erhoben worden, auch die Eier der Pfauenhennen und Pfauenaugen bildeten den höchsten Genuß des Feinschmeckers.“

„Wild kannte man natürlich auch schon?“ fragte ein lustiger Rehriden.

„Gewiß; vorzugsweise schätzte man den Hasen, ferner das wilde Kaninchen, junge Rehböcke und das Wildschwein. Dieses Tier galt als ein ganz bevorzugter Lederbissen, da man, wie Plinius berichtet, vom Wildschwein fünfzigsterlei verschiedene Speisen bereiten konnte. Besonders beliebt und als Tafelgenuss ersten Ranges galten vom Wildschwein das Euter des Mutterschweines, die Gebärmutter junger Schweine und die Leber. Der Kochkünstler Marcus Apicius hatte nun sogar, um diese drei Sachen besonders leckerhaft zuzubereiten, eigene Methoden erfunden und in einem Kochbüchlein niedergelegt.“

„Und wir — die Schinken, uns sollte man noch nicht gekannt haben?“ rief ein lustiger Prager Schinken.

„Doch, mein Freund! Schinken und Würste bereitete man damals auch schon. Und ihr werdet lachen, liebe Speiselammergenossen, wenn ich euch erzähle, daß der heute in jeder Großstadt bekannte Würstelmann auch schon vor 2000 Jahren bekannt und beliebt war. In tragbaren Blechöfen gingen die Würstverkäufer — botularii nannte man sie — lautrufend durch die Straßen und boten heiße Würstchen!“

„Ja, ja! Alles schon dagewesen! Hat einmal einer gesagt!“ lachte der Spargel und fragte dann: „Wie stand es denn mit dem Gemüse? Kannte und verwendete man das in alter Zeit auch schon?“

„Aber gewiß! Wie noch heute der Italiener, so waren deren Vorfahren, die alten Römer, schon Künstler in der Zubereitung von Salaten, und zwar verwendete man Pflanzen dazu, die man heute weniger als Salatpender schätzt, nämlich: Lattich, Rente, Kresse, Malven und Ampher. Und als Gemüsekost verwendete man: Kohl, Rüben, Rettiche, Lauch und Knoblauch, Zwiebeln und die noch heute bekannten Hülsenfrüchte, natürlich auch Gurken, Kürbisse und Melonen.“

„Was?! Und gar kein Obst?“ rief eine feine Pfirsich.

„O doch! Honigäpfel, Birnen, Kirschen, Quitten, Pfirsiche, Granatäpfel, Feigen, Nüsse, Kastanien, Weintrauben und nicht zuletzt Oliven! Alle diese herrlichen Obstsorten fehlten auf keiner Tafel!“

„Du hast mich vergessen, beste Krachmandel!“ mahnte sanft eine Apfelsine.

„Nein, nicht vergessen, denn euch kannte man in alten Zeiten bei den Kulturvölkern ebensowenig wie die Zitrone. Erst während der Kreuzzüge kamen die Pomeranzen und Limonen aus Arabien nach Europa, und die Apfelsine wurde gar erst im 16. Jahrhundert durch die Portugiesen aus ihrem Heimatlande China nach dem Westen verpflanzt.“

„Das ist ja riesig interessant!“ meinte ein Pumpernickel.

„Für dich, liebes Schwarzbrot, wird noch interessanter sein, daß man bei den Kulturvölkern der alten Zeit auch Roggen und Hafer noch nicht kannte, man baute als Körnerfrucht nur Weizen und Gerste. Und der heute für den Italiener unentbehrliche Mais war bis zur Entdeckung Amerikas ein unbekanntes Gewächs.“

„Nun, sage uns, liebe Krachmandel, ob du etwa weißt, wie man damals, vor 2000 Jahren, bei den alten Kulturvölkern aß?“ fragte die Lende.

Auch darüber berichtete Dr. Klugmann. Der Morgenimbis, also das erste Frühstück, das sich bei den meisten Menschen von heute aus Kaffee oder Tee oder Kakao mit Gebäck und Butter oder Marmelade zusammensetzt, bestand damals aus einem Stück Weizenbrot, das man in Wein tauchte. Vornehme Leute verzehrten dazu eine Weintraube oder etliche Oliven, auch Milch und Eier als erstes Frühstück waren, besonders bei Frauen, beliebt. Um die Mittagszeit, nach damaliger Zeitrechnung um die sechste Stunde, folgte das „prandium“, ein etwas kräftiges Frühstück, aus warmen und kalten Speisen zusammengesetzt, — die Hauptmahlzeit aber, die „cena“, fiel zwischen Mittag und Sonnenuntergang, und diese war, besonders bei Wohlhabenden, sehr reichlich und festlich.“

„Gab es denn damals keine armen und einfachen Leute?“ rief jemand dazwischen.

„O genug! Und deren Hauptnahrungsmittel war der aus Dinkel, das ist eine Getreideart, auch Spels oder Spelt genannt, hergestellte Mehlbrei, welcher die Stelle des Brotes vertrat, dazu aßen diese Leute viel Kohl, Rüben, Zwiebeln, während Fleischspeisen nur zu Festzeiten auf ihren Tisch kamen.“

„Erzähle lieber von Vederbissen, Mandel! Besonders auch, was man damals zu den Mahlzeiten trank!“ mahnte es aus einem Weintorbe.

„Nun, erst gab es bei den Mahlzeiten eine Vorkost, die aus Gerichten zusammengesetzt war, welche auf die Eklust fördernd einwirken sollten: Schaltiere, leichte Fischspeisen, weiche Eier, Salate, dazu genoß man, gleichsam um den Magen für die nachfolgenden hitzigen Weine vorzubereiten, eine Mischung von Honig mit Wein, also eine Art Met, mußsum genannt. Dieser Vorkost folgte die eigentliche cena, die Hauptmahlzeit, den Schluß bildete der Nachtsch.

„Und woraus bestand der?“ fragte eine Feige.

„Genau aus denselben Sachen wie ein heutiger Nachtsch: allerlei Backwerk, Konfekt, getrocknetes und frisches Obst.“

„Wie mag wohl nun der gesamte Speisezettel einer Hauptmahlzeit eines reichen und vornehmen Mannes ausgesehen haben?“ wollte der Raviar wissen.

„O, es ist der Nachtsch ein Küchenzettel erhalten geblieben, welcher verrät, was ein gewisser Lentulus einst als Festessen gab. Hört und staunt: Zuerst servierte man Seeigel, frische Austern, Pelorische Gienmuscheln und Lazarusklappen, dann Weindrosseln auf Spargel und eine fette Henne. Der zweite Hauptgang bestand aus: Meerneßeln, Feigenschneepfen, Koteletts von Reh und Wildschwein, Hühnerpasteten, danach Stachel- und Purpurschnecken. Nach einer kleinen Pause kam nun erst die Hauptmahlzeit, und zwar als erstes Schweinseuter und wilder Schweinskopf, Ragout aus Schweinseuter, gebratene Entenbrust, Wildenten fricassiert, Gänsebraten, Brathuhn und Weincreme. Und als Nachtsch Granaten, Kastanien und feines Gebäck mit geschlagener Milch, die in Kübeln von Schnee, den man durch Sklaven aus dem Hochgebirge nachts herbeischleppen ließ, kühl und steif gehalten wurde.“

„Und was trank man dazu?“ fragte es wieder aus dem Weintorbe.

„Zuerst mußsum, die schon erwähnte Mischung von Wein und Honig, später dann die starken, erhitenden Süßweine, die man aber grundsätzlich nur mit Wasser vermischt trank, wohl deshalb, um sich durch allzufrühes Berauschtsein nicht um den Genuß der Tafelfreuden zu bringen.“

„Herrschaften, muß das eine Böllerei gewesen sein!“ rief eine Mastgans und fuhr dann fort: „Und wie bescheiden sind dagegen heute die meisten der Menschen. Schon wenn sie heute eine fette Weisnachtsgans verzehren, glauben sie, ihrem Magen unrecht angetan und zu viel zugemutet zu haben!“

„Ja, so ist es!“ stimmte die Anster bei, und alle anderen Vederbissen von heute gaben ihr recht.

Tiger unter dem Durianbaum.

Von Volkmar Iro.

Die kopfgroßen, grünstacheligen Durianfrüchte sind die größte Leidenschaft aller Malaien und Chinesen von Singapur bis Java, während man sie in den Hotels und Häusern der Europäer so streng verpönt, daß jeder weiße Liebhaber von Durians seine Mahlzeit in einer sehr abgelegenen Kammer oder im Garten abhalten muß. Denn die sarte, aromatische Kernhülle, die wie eine köstliche Mandelcreme mit einem Zusatz von Sherry schmeckt und das helle Entzücken aller Durianfreunde bildet, dieses Gedicht von Zartheit und Wohlgeschmack riecht! Es riecht so fürchterlich und himmelschreiend nach einer Mischung von zerfließendem Käse, Knoblauch und anderen unanständigen Düften, daß schon eine einzige aufgeschnittene Frucht ein ganzes Haus verpestet und der Durianeßer noch Stunden nach seiner Mahlzeit auf drei Schritte zu erkennen ist!

Aber nicht nur die Eingeborenen und Chinesen lieben diese malaiische Stinkfrucht — sie bildet auch das Ideal des Orang-Utans und vor allem der Tiger, die nächtelang unter den Durianbäumen auf aufgeplakete Früchte warten, da sie die harte, scharfschneidende Schale nicht öffnen können.

Die Durianfrüchte des kleinen, hageren Mah, dessen Prachtbaum knapp am Dschungel des Mußflusses, etliche Stunden stromaufwärts von Palembang steht, locken aber nicht nur Tiger, sondern vor allem Abnehmer aus dem be-

nachbarten Dorfe, so daß Mah sich endlich trotz aller Furcht vor den bösen Geistern entschloß, in der Nacht über seinen Baum zu wachen. Er wartete, bis der Mond verschwunden war, stieg, eine Tigertralle als Amulett um den Hals, den Stamm hinauf, richtete sich hoch oben einen luftigen Sitzplatz zwischen zwei breiten Ästen, begann einen tüchtigen Beißbissen zu kauen und spuckte jede Weile den roten Saft hinunter. Fernes Wetterleuchten kam näher, mitunter flackte eine reife Frucht auf den Boden und ließ Voller von Gerüchen aufsteigen.

Beim Schein eines Blizes sah er plötzlich einen weißen Lendenschurz und zwei nackte Beine und erkannte den nächsten Leuchten seinen Nachbar Idjan, der mit einem langen Bambus etliche Durians herunterstieß, sich niederhockte und mit einem Messer eine halboffene Frucht auseinander schnitt. Er war beim nächsten Blitzen schon nicht mehr allein, denn Dalot, der bodenarrbige Notangfleder aus Palembang, leistete ihm bei der Mahlzeit Gesellschaft.

Mah überlegte eben, welche Reisküche er von den Beiden für den Diebstahl fordern konnte, als ganz nahe über dem Darm der Sikaden ein langgedehntes „a uuh — — a uuh“ aus dem Dschungel dröhnte.

Im nächsten Augenblick kletterten Idjan und Dalot schon wie Affen den Stamm hinauf und warfen in ihren blinden Entsetzen Mah, der sie mit einer leeren Flut Blüthen empfang, fast von seinem Sitz. Er machte gedungen Platz und wünschte ihnen, daß der Tuan (die Malaien nennen einen in der Nähe befindlichen Tiger den Herr) sie wie eine reife Frucht verzehren möge, dann hockte alle Drei einträchtig nebeneinander und starteten hinunter.

Ein Schatten strich über die Reisfelder herüber, hinter ihm ein Zweiter. Die beiden Tiger umkreisten den Baum und hatten die Nasen schon so voll von den kräftigen Durianbüsten, daß sie keine Witterung ihrer zähneklappernden Beobachter bekamen. Während sie gierig die geladenen Durians auseinanderrißen, fielen oben Schwärme von fliegenden Wanzen, Ameisen und Moskitos über die halbnahten Männer her. Mah band sich mit seinem Sarong an den Stamm und begann sich wütend zu kratzen, seine Nachbarn mußten mit beiden Händen den Ast umklammern und saßen hilflos in einer dichten Wolke von Insekten. Nach einer Weile versprach Idjan einen Sack mit Reis und ein Ferkel, wenn ihn Mah mit seinem Turban an sich binde. Als er sein Angebot um ein Ferkel erhöhte, war Mah einverstanden, aber gleich darauf drohte Dalot, den Gesicht, Arme und Beine schon von Stichen verschwelt waren, daß er sich herunterfallen lasse und Beide mitnahm, wenn er nicht auch angebunden würde. Idjan bekam das und band ihn mit seiner Zade an sich fest.

Jetzt hockten alle Drei wie ein Klumpen aneinander, a-vreht und wehrten sich vergeblich gegen Wanzen und Moskitos, während unten der Tuan und seine Gattin fallende Früchte lauerten.

Da kam Lichtschein vom Dorfe herüber, Geschrei und Trommeln. Man hatte den Tiger gehört und brach Feuer an, um ihn zu verschrecken. Auch die Drei auf dem Durianbaum bekamen jetzt Mut und schrien wie verrückt mit, sie schrien noch weiter, als die Tiger schon längst verschwunden waren, denn sie konnten nicht mehr voneinander los, die Knoten waren mit dem verschwollenen Ferkel nicht mehr zu lösen!

Das ganze Dorf horchte nach dem Lärm, aber niemand wagte sich aus Angst vor den bösen Geistern, die so jämmerlich schrien, in die Nacht hinaus. Erst in der Dämmerung kamen die Mutigsten und bald stand ein Rudel von Hühnergierigen unter dem Durianbaum des Mah und gaffte jetzt zu den drei zusammengebundenen Männern hinauf, die im Chor herunterfluchten.

Dalot wurde zuerst herabgeholt. Er hatte einen Sack wie ein Kürbis, begann aber trotzdem sofort zu berücken, wie ihn der Manaburu (der wilde Jäger der Malaien, der nachts um die Hütten fliegt und die Menschen holt) den Durianbaum schleppte, dann Idjan und schließlich Mah brachte, alle Drei zusammenband und mit seinem Feuer anblies.

Idjan bestätigte als Nächster eifrig den Schwärmen, denn ihn reuten der Reis und die Ferkel, und er kam Angst vor dem strengen Panghalu, der als Oberhaupt des Dorfes alle Diebstähle mit Stockhieben straft.

Aber zum größten Erstaunen der Beiden stimmte auch Mah ein, schilderte den langen Bart Manaburus gräßlicher als die beiden Diebe, ließ eine schwarze Beise holen und opferte sie unter Verbeugungen und Gebeten Manaburu, der, wie er dann im ganzen Dorf erzählte, seit langer Zeit auf dem Baume haufte.

Der schlaue Mah hat seither Ruhe: kein Mensch schickte mehr in die Nähe des verwunschenen Durianbaums.